

***Gewalt gegen Polizeibeamte –  
die Bewältigung belastender Erfahrungen***

**Bettina Zietlow**

Aus: Erich Marks & Wiebke Steffen (Hrsg.):  
Mehr Prävention – weniger Opfer  
Ausgewählte Beiträge des 18. Deutschen Präventionstages  
22. und 23. April 2013 in Bielefeld  
Forum Verlag Godesberg GmbH 2014, Seite 239-256

978-3-942865-27-2 (Printausgabe)  
978-3-942865-28-9 (eBook)

**Bettina Zietlow**

## **Gewalt gegen Polizeibeamte – die Bewältigung belastender Erfahrungen**

Für Polizistinnen und Polizisten gehören Aggression und Gewalt – auch gegen die eigene Person – zum Berufsalltag. In einigen Momenten ist dabei eine Eskalation etwa aufgrund von Vorerfahrungen erwartbar, in anderen erscheint sie den Betroffenen völlig unvermittelt. Adressat von Gewalt kann dabei „der Staat“/„die Polizei“ oder auch gezielt der/die einzelne Polizist/Polizistin sein.

Überlegungen zu diesem Thema ergeben sich nicht nur aus dem Umstand, dass die Gewalt gegen Polizistinnen und Polizisten in den vergangenen Jahren zugenommen hat (Ellrich, Baier & Pfeiffer, 2012), sondern vor allem aus der Frage, wie die Gesundheit und die (Arbeits)Zufriedenheit jener erhalten und gefördert werden kann, die am Arbeitsplatz Opfer von Gewalt werden. Es geht in dem folgenden Beitrag also um die Folgen der Viktimisierung, aber auch um die Frage, wie das Risiko künftiger Opferwerdung verringert werden kann.

Die Wahrscheinlichkeit, Opfer eines Angriffs gegen die eigene Person zu werden, ist für Polizistinnen und Polizisten recht hoch (Ellrich, Baier & Pfeiffer, 2012). Das Spektrum der Übergriffe reicht dabei von verbalen Angriffen, die acht von zehn Polizisten innerhalb eines Jahres erlebten bis zum Einsatz von Waffen. Körperliche Gewalt erfuhr jeder Dritte durch schubsen, stoßen oder festhalten. Knapp jeder fünfte Beamte war im Rahmen seines Dienstes geschlagen oder getreten worden. Schwere Formen der Gewalt sind im Vergleich dazu eher selten. Dennoch erlebte jeder elfte Beamte einen Angriff mit Waffen oder anderen gefährlichen Gegenständen.

Belastungen im Berufsalltag von Polizistinnen und Polizisten können sich jedoch nicht nur aus Momenten ergeben, die speziell mit dem Polizeidienst zusammenhängen, wie etwa dem Gewalterleben, der Wechselschichtarbeit und der Konfrontation mit Extremsituationen (Reinecke, S.; Runde, B.; Bastians, F.; Bär, O.; Weiss, U. & Heuft, G., 2006), sondern können sich auch aus Umständen ergeben, die nicht originär zum polizeilichen Handeln gehören. Dazu zählen etwa zwischenmenschliche Konflikte, Unzufriedenheit mit Vorgesetzten oder Mobbing-Erfahrungen. Die Belastungsqualitäten lassen sich dabei in zwei Gruppen einteilen (Nörenberg, L., Hering, T., Arndt, D. & Beerlage, I., 2006): Einerseits jene Belastungen, die aus der Arbeitsaufgabe, also nicht selten aus dem Einsatzgeschehen heraus resultieren (operative Stressoren). Dazu zählen die Konfrontation mit dem Tod oder der Verletzung von anderen Personen, insbesondere von Kindern sowie die Konfrontation mit einer Gefahr für das eigene Leben; andererseits solche Belastungen, die im Zusammenhang mit der Organisationsstruktur der Polizei stehen (administrative Stressoren). Hierzu gehören das Ausmaß der Arbeitsbelastung, Personalmangel, Unzufriedenheit mit der polizei-

lichen Führung oder die Unvereinbarkeit von Beruf und Familie (z.B. Hallenberger & Mueller, 2000; Sennekamp & Martin, 2003). Angriffe auf die eigene Person stellen für die betroffenen Beamten einen operativen Stressfaktor dar.

Nicht jedes potenziell belastende Ereignis wird jedoch als Stressor empfunden, und nicht jede potenziell Stress auslösende Situation führt bei jedem Menschen zu einer Stressreaktion. Die Frage danach, ob Kollegen oder Mitarbeiter durch eine Erfahrung traumatisiert sind, lässt sich also nicht pauschal beantworten. Für die Entstehung von Stress spielen Wahrnehmungs- und Bewertungsprozesse eine Rolle. Diesem Grundgedanken entspricht das transaktionale Stressmodell von Lazarus (1966). In einer primären Bewertung wird eingeschätzt, ob eine Situation irrelevant, positiv oder stressend ist. Stressreich erlebte Situationen werden im nächsten Schritt danach bewertet, ob sie eine Schädigung bzw. einen Verlust, eine Bedrohung oder eine Herausforderung darstellen. Die sekundäre Bewertung dient der Überprüfung der Bewältigungsmöglichkeiten und der eigenen Fähigkeiten zur Bewältigung der Situation. Mit diesen Informationen erfolgt nun eine Neubewertung der Situation. Wenn die Bewältigungsmöglichkeiten und -fähigkeiten als ungenügend wahrgenommen werden, kommt es zu einer Stressreaktion (Wittchen & Hoyer, 2006; Klemisch, 2006).

Stressfaktoren können in drei Kategorien eingeteilt werden: daily hassles, kritische Lebensereignisse und traumatische Ereignisse. Daily hassles - alltäglich auftretende Belastungen – werden nicht so intensiv wie kritische oder traumatische Ereignisse erlebt, haben aber aufgrund ihres häufigen Auftretens ein hohes Chronifizierungsrisiko und erhöhen somit auch das Risiko für die Entwicklung von körperlichen und psychischen Störungen. Im Polizeialltag können dies etwa verbale Angriffe oder als respektlos erlebtes Verhalten gegen die eigene Person sein.

Kritische Lebensereignisse sind in ihrer zeitlichen Dauer klar begrenzt. Sie erfordern von der betroffenen Person eine Anpassungsleistung bzw. Neuorganisation (Filipp, 1990). Beispiele für kritische Lebensereignisse sind der Tod eines Angehörigen, Scheidung, Arbeitsplatzverlust, aber auch Ereignisse mit nicht zwangsläufig negativer Wertigkeit, wie etwa eine Beförderung oder die eigene Hochzeit. Auch diese positiven kritischen Ereignisse können als belastend erlebt werden.

Traumatische Ereignisse zeichnen sich durch eine sehr hohe Intensität bei gleichzeitigem Fehlen von angemessenen Bewältigungsmöglichkeiten aus. Die betroffene Person kann die erforderlichen Anpassungsleistungen nicht erbringen. Traumatische Ereignisse sind „unerwünscht, unvorhersehbar, von stark negativer Valenz, [...] und von geringer bis keiner Kontrollierbarkeit“ (Klemisch, 2006, S.6). Solche Ereignisse erhöhen das Risiko für die Entwicklung von akuten Belastungsstörungen, Anpassungsstörungen und Posttraumatischen Belastungsstörungen. Die differenzierte Kenntnis

dieser möglichen Folgen kann die Einordnung von beobachtetem Verhalten und somit die Unterstützung der Kollegen erleichtern.

### ***Posttraumatische Belastungsstörung (PTBS)***

Ein Trauma ist definiert als eine „potenzielle oder reale Todesbedrohung, ernsthafte Verletzung oder Bedrohung der körperlichen Unversehrtheit bei sich oder anderen, auf die mit intensiver Furcht, Hilflosigkeit oder Schrecken reagiert wird“ (DSM-IV, APA 1996, S. 487). Dazu zählen z.B. Unfälle mit Verletzten und/oder Toten, Naturkatastrophen, Geiselnahmen, Vergewaltigung/sexueller Missbrauch oder Folter (Bundesministerium der Verteidigung, 1996; Hallenberger, 1998, 2001; Maercker, 2003).

Nach der Konfrontation mit einem solchen Ereignis zeigen die Betroffenen oft kurzfristige Reaktionen, die innerhalb von Stunden oder Tagen abklingen. Diese werden umgangssprachlich als „Schock“ bezeichnet. Dauern die Symptome (ständiges Wiedererleben des Traumas z.B. durch Träume oder Intrusionen, Vermeidungsverhalten bezogen auf Gedanken an das Trauma oder mit ihm assoziierte Orte oder Situationen sowie ein erhöhtes Erregungsniveau in Form von Schlaflosigkeit, Hypervigilanz, Reizbarkeit und Schreckreaktionen) mindestens zwei Tage (aber höchstens vier Wochen) an, spricht man von einer akuten Belastungsreaktion. Hält das Störungsbild länger als einen Monat an und rufen die Symptome klinische bedeutsame Beeinträchtigungen in wichtigen Funktionsbereichen hervor, kann eine Posttraumatische Belastungsstörung (PTBS) diagnostiziert werden (Wittchen & Hoyer, 2006). Die meisten Polizeibeamten erleben mindestens ein potenziell traumatisierendes Ereignis während ihrer Berufstätigkeit (Gasch, 1998; Klemisch et al. 2005; Sennekamp & Martin, 2003; Teegen, 2003). Die Lebenszeitprävalenz<sup>1</sup> für eine Posttraumatische Belastungsstörung wird für die Allgemeinbevölkerung mit 8% beziffert. Die Angaben variieren für Polizisten zwischen 7% und 21% (Klemisch et al. 2005).

Zu den Faktoren, die einen Einfluss auf die Wahrscheinlichkeit haben, an einer PTBS nach erlebter Gewalt zu erkranken, gehören Variablen, die bereits vor dem traumatischen Ereignis existieren, so genannte prätraumatische Faktoren. Dazu zählen z.B. frühere Belastungen, Geschlecht, Bildung oder Alter. Eine weitere Gruppe von Variablen beschreibt so genannte peritraumatische Faktoren. Diese umfassen Merkmale der Person zum Zeitpunkt des Ereignisses (wie z.B. Intoxikation) und Merkmale des Traumas. Eine weitere Gruppe posttraumatischer Faktoren, bezieht sich auf psychische und soziale Prozesse zur Bewältigung des Traumas. Die Forschungsergebnisse hierzu sind bislang inkonsistent. Keine der bislang untersuchten Faktoren(-gruppen) kann die Entwicklung einer Posttraumatischen Belastungsstörung hinreichend erklären (Wittchen & Hoyer, 2006, S. 828). Als weitere moderierende Variable gilt das (Dienst-) Alter von Polizeibeamten. Belastende Situationen scheinen sich umso negativer auf das Wohlbefinden auszuwirken, je länger Beamte schon im Polizeidienst

---

<sup>1</sup> Häufigkeit der Personen, die einmal in ihrem Leben an einer bestimmten Erkrankung leiden.

tätig sind (Sennekamp & Martin, 2003). Es ist denkbar, dass kumulierte Lebensbelastungen im dienstlichen und privaten Bereich einen Risikofaktor für die Entstehung einer Posttraumatischen Belastungsstörung darstellen (Myrtek et al., 1994). Es kommt also durch die berufliche Routine nicht zu einem erhöhten psychischen Schutz, sondern durch die gemachten Erfahrungen zu einer stärkeren Empfindsamkeit.

Der Frage nach schützenden Faktoren gehen auch Schneider und Latscha (2010) in ihrer Studie zur Polizeikultur nach. Sie gehen davon aus, dass Polizisten über ein gutes soziales Netzwerk verfügen, das als Schutzfaktor wirkt. In dienstlichen Situationen hat der Zusammenhalt bzw. der Teamgeist von Polizisten einen präventiven Einfluss (z.B. Engel, 1995). Ferner nehmen die Autoren an, dass Polizeibeamte über Persönlichkeitsmerkmale verfügen, die ein effektives Coping, eine effektive Bewältigung, ermöglichen und so einer Posttraumatischen Belastungsstörung vorbeugen können (Schneider & Latscha, 2010). Diese Persönlichkeitsstruktur bilde sich durch die polizeiliche Tätigkeit und die Teilnahme an der Polizeikultur heraus. Für die Polizeibeamten gehört es zum beruflichen Alltag, körperlichen Bedrohungen nicht aus dem Weg zu gehen (Waddington, 1999) und auch das Risiko eines gewalttätigen Angriffs wird als ein Teil des Jobs angesehen. Die Persönlichkeitsstruktur von Polizisten sollte durch ein hohes Maß an Handlungsfähigkeit, einem erhöhten Selbstwertgefühl, guten Kommunikations- und Problemlösefähigkeiten, erhöhter Selbstwirksamkeitserwartung und Resilienz gekennzeichnet sein (Schneider & Latscha, 2010, Brönnimann & Ehlert, 2011). In der Studie von Schneider & Latscha (2010) zeigten die befragten Polizeibeamten im Vergleich zur Allgemeinbevölkerung signifikant höhere Ausprägungen in den Persönlichkeitsmerkmalen Resilienz und Selbstwirksamkeitserwartung. Innerhalb der Gruppe der Polizisten zeigten diejenigen, die nach einem belastenden Ereignis nicht erkrankten, höhere Werte auf der Resilienzskala und eine stärkere wahrgenommene soziale Unterstützung. Sowohl Resilienz als auch wahrgenommene soziale Unterstützung (vor allem auch innerhalb der Polizeigemeinschaft) können als protektive Faktoren in Bezug auf Posttraumatische Belastungsstörungen gelten. Dies deckt sich auch mit den Ergebnissen früherer Forschungen (Schützwohl & Maercker, 1997; Solomon & Horn, 1986; Ulich, 1987). „Fehlende Wertschätzung kann zur fortgesetzten Retraumatisierung beitragen bzw. führen.“ (Maercker, 2003, S. 27).

### *Coping*

Menschen unterscheiden sich in der Art und Weise, wie sie mit Stresssituationen umgehen - in der individuellen Art der Bewältigung (Coping). Unterschieden werden kann zwischen problemorientierten und emotionsorientierten Copingstrategien (Lazarus & Launier, 1981). Mittels des problemorientierten Copings wird versucht, die Situation selbst oder die eigene Einstellung zu verändern. Beim emotionsorientierten Coping wird hingegen versucht, die negativen Gefühle wie Angst oder Ärger zu verändern und damit den Spannungszustand zu reduzieren (z.B. durch Verleugnen oder

Vermeidungsverhalten). Beeinflusst werden Copingbemühungen durch Persönlichkeitsmerkmale, Merkmale des Stressors und der zur Verfügung stehenden sozialen Ressourcen (Klemisch, 2006).

Konstruktive Strategien im Umgang mit Belastungen im polizeilichen Kontext sind nach Teegen (2003) ein guter Zusammenhalt unter Kollegen, das Gefühl, sich auf Kollegen verlassen zu können, der Glaube an die eigene Stärke und ein Erkennen der Sinnhaftigkeit des betreffenden Einsatzes. Als dysfunktionale Strategien gilt etwa Galgenhumor. Wichtig für die Verarbeitung von traumatischen Situationen sind die Wahrnehmung und der Ausdruck von Emotionen. Wird im beruflichen Alltag erwartet, stets sachlich, neutral und in den Emotionen kontrolliert zu sein, kann dies zu dysfunktionalem Copingverhalten führen, wie Schütte, Bär, Weiss & Heuft (2009) belegen. Die Autoren konnten zudem zeigen, dass traumatisierte Polizisten im Vergleich zu nicht-traumatisierten Kollegen signifikant erhöhte Werte in den Copingbereichen depressive Verarbeitung, regressive Tendenz, Misstrauen und Pessimismus zeigten. Die Werte in den Bereichen Gefühlskontrolle und sozialer Rückzug waren allerdings nur bei einigen der traumatisierten Polizeibeamten signifikant erhöht. Werden kritische Ereignisse zudem als sinnhaft interpretiert und bewertet, führt dies eher zu einer Reduzierung der Beanspruchung (Antonovsky, 1987; Frankl, 1996, 1999).

Vorteilhaft sind ferner problemlöseorientierte Bewältigungsstrategien. Wie etwa die positive Neubewertung der Situation als Herausforderung. Eine selektive Wahrnehmung positiver Aspekte des kritischen Ereignisses ist hilfreich. Auch der konstruktive Ausdruck und das Mitteilen von Gefühlen werden als effizient gesehen. Bei besonders belastenden Ereignissen sind Intellektualisierung und Distanzierung dienliche Bewältigungsmechanismen. Unvorteilhaft für die Verarbeitung ist es dagegen, sich selbst zu beschuldigen oder abzuwerten (Laux & Weber, 1990). Viele dieser Bewältigungsstrategien (Intellektualisierung, Distanzierung, Neubewertung) können unter dem Oberbegriff der kognitiven Kontrolle zusammengefasst werden (Averill, 1973). Darunter fallen auch Selbstinstruktionen wie „Ich packe es“, „jetzt muss ich helfen“ (Hermanutz & Buchmann, 1994) und der Versuch der Selbstregulation von Emotionen (Eckert, 1996). Gespräche mit nahe stehenden Personen sind unter Polizisten eine häufig angewandte Art des Copings (Gercke, 1995; Steinbauer, 2001). Die Art, wie Kollegen und Führungskräfte auf die Probleme des betroffenen Beamten reagieren, ist mitentscheidend für die Bewältigung der Belastung. (Mittendorff, 1996, zit. nach Steinbauer, 2001). Nach Hallenberger (2001) wird die Hemmschwelle, fremde Hilfe anzunehmen, dadurch erhöht, dass die Sorge besteht, eine Inanspruchnahme professioneller Hilfe könnte sich negativ auf eine spätere Beurteilung durch Vorgesetzte auswirken oder bei diesen zu einer falschen Einschätzung führen: „... der Chef hält mich doch für verrückt!“ (Ziehme & Müller-Cyran, 2011).

Bei der Frage, wie Gewalterlebnisse von Polizistinnen und Polizisten erlebt, bewertet und verarbeitet werden, geht es also weniger um die isolierte Betrachtung singulärer

Ereignisse, als vielmehr um Erlebnisse, die in einen beruflichen und sozialen Kontext eingebettet sind, der seine eigenen Probleme und Konflikte mitbringt (Ziehme & Müller-Cyran, 2011), aber auch Ressourcen bereitstellen kann. Um dies komplexe Geschehen erfassen zu können erschien es angemessen, einen qualitativen Forschungsansatz zu wählen. Nur so kann ein besseres Verständnis davon entstehen, warum es etwa trotz scheinbar günstiger Begleitumstände zu einer ungünstigen Verarbeitung von erfahrener Gewalt kommen kann.

### **Methode**

Die am KFN in zehn Bundesländern durchgeführte Befragung „Gewalt gegen Polizeibeamte (Ellrich et al., 2011) wurde um einen qualitativen Teil ergänzt. Die Forschungsfrage, die mit den Interviews beantwortet werden soll, lautet: Wie werden gewalttätige Angriffe gegen die eigene Person erlebt und welche Faktoren begünstigen eine positive Verarbeitung dieser Erfahrungen?

### **Stichprobe**

Grundlage des Samplings bilden jene Teilnehmer der quantitativen Studie des KFN (Ellrich et al., 2011), die angegeben hatten, zwischen dem Jahr 2005 und dem Jahr 2009 nach einem Gewaltübergriff 5 Tage und länger dienstunfähig gewesen zu sein. Die insgesamt 35 Interviews fanden zwischen März 2010 und Februar 2011 statt.

Die Mehrheit der Befragten war zum Zeitpunkt des jeweiligen Übergriffs im Einsatz- und Streifendienst tätig (29 Befragte). Vier Beamte waren in besonderen Einsatzeinheiten (Einsatzhundertschaften) tätig, zwei Befragte in anderen Tätigkeitsbereichen (Scout einer Bundespolizeinheit bzw. Verkehrsdienst). Zehn der befragten Polizisten sind im mittleren Dienst tätig (davon drei Frauen), 25 im gehobenen (davon zwei Frauen), keiner im höheren Dienst. Der Altersdurchschnitt der Befragten liegt bei 39,4 Jahren. Der jüngste Teilnehmer war 25 Jahre alt, der älteste 56. Die Anzahl der absolvierten Dienstjahre variierte von 6 bis 39 Jahre. Im Durchschnitt waren die Befragten seit etwa 20 Jahren im Polizeidienst tätig.

### **Auswertung**

Die Interviews wurden vollständig transkribiert und anonymisiert. Die Auswertung des Datenmaterials orientiert sich an der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (2008). Die hier verwendete Vorgehensweise entspricht der zusammenfassenden Inhaltsanalyse. (Mayring, 2008). Die wesentlichen Aussagemuster wurden in mehreren Schritten unter Einbeziehung exemplarischer Zitate als Ergebnis zusammengefasst. Die Auswertung der Interviews fand unter inhaltlichen Gesichtspunkten mit dem Fokus auf Gemeinsamkeiten und Unterschieden in den Sichtweisen der Beamten statt. Nachfolgend werden anhand ausgewählter Zitate relevante besonders relevante Aspekte vorgestellt.

## Ergebnisse

### Der Angriff

Immer wieder angesprochen wurde der „überraschende Angriff“ (Schmalzl, 2008, S. 21). Die Angriffe auf die Befragten seien aus Routineeinsätzen heraus entstanden, die zunächst ruhig und kontrolliert abgelaufen seien. Mit einer Eskalation hatten die Polizeibeamten daher nicht gerechnet.

„Also es war, die Situation selber hätte das auch normalerweise gar nicht ergeben. Ich hab mich da wirklich drüber gewundert ehm, dass das so eskaliert ist, damit hätte ich in keinsten Weise gerechnet. So ne polizeiliche Überprüfung, die habe ich zu Hunderten eh mittlerweile durch und ehm man rechnet nicht damit, dass von jetzt auf gleich, dass die Situation so eskaliert.“ (Nr. 14)

Auf die Frage, warum Angriffe häufig als überraschend erlebt werden, bietet ein Beamter einen Erklärungsansatz:

„Weil wenn über einen gewissen Zeitraum wirklich nichts passiert, dann eh wird man betriebsblind. Ist so. Und das ist sehr oft eh kann ich mir vorstellen, bei vielen Sachen ist es so, dass einfach eine gewisse eh Nachlässigkeit einfach entsteht, wo man eh wenn die nicht entstehen würde, es zu vielen eh Sachen wahrscheinlich gar nicht kommen würde.“ (Nr. 12)

Einige der befragten Polizisten machen Angaben zu ihren Gedanken und Gefühlen während der betreffenden Einsätze und Angriffe auf ihre Person. Ein dabei vielfach geäußertes Merkmal ist das Gefühl erlebter Hilflosigkeit - der Eindruck, dass eigene Verhalten („die getroffenen Maßnahmen“) zeigten keine Wirkung.

„... wie hilflos, wenn einer richtig ausflippt, eh wie hilflos man in dem Moment ist, [...] eh als wenn die so nen Adrenalinstoß bekommen und haben übermenschliche Kräfte, man man kann tun und lassen, was man will, man kommt da erst im ersten Moment nicht gegen an...“ (Nr. 12)

Eine Beamtin schildert besonders ausführlich, welche Hilflosigkeit und Todesangst sie während des Angriffs auf sich und ihren Kollegen empfand:

„...das für mich das Schlimme, weil ich jetzt wusste, jetzt bin ich tot. Wenn der mir den Schlagstock abnimmt, der schlägt mich mit der Faust schon kaputt, der schlägt mir zweimal auf den Kopf und dann bin ich tot“ (Nr. 3)

Die hier beschriebene Hilflosigkeit und Todesangst verdeutlichen, dass ein Übergriff auf die eigene Person die Kriterien eines Traumas erfüllen kann.

## Folgen

Die Befragten gaben nach dem Übergriff an, das eigene Verhalten verändert zu haben. Sie seien vorsichtiger und aufmerksamer geworden und hielten mehr Distanz zum Gegenüber.

„...klar man geht gewisse Einsätze einfach vorsichtig an oder eh ja man holt sich dann gleich halt Unterstützung dazu...“ (Nr. 18)

Andere Befragte zeigen nach dem Übergriff Angst vor weiteren körperlichen Auseinandersetzungen. Diese Verunsicherung nehmen auch Kollegen wahr.

„Außendienst hätte ich net gekonnt. Allein beim Gedanken an Widerstand habe ich so angefangen zu zittern. [...] ich hab direkt wieder Angst gekriegt. [...] Und ehm auch mein Streifenpartner, der mich auch sehr gut kannte, der hat gemerkt, dass ich mich verändert hab. Er meinte, ich werde unsicherer und er ist nicht mehr gerne mit mir raus gefahren dann, weil er wusste, ich kann nicht mehr auf ihn aufpassen.“ (Nr. 3)

Die Übergriffe hinterlassen bei vielen der befragten Polizisten psychische Folgen. Dazu gehören Schlafprobleme, Grübeln, wiederkehrende Bilder des Vorfalls oder eine verstärkte Emotionalität in Form von unkontrollierbaren Tränenausbrüchen.

„...man hat sich auch tagsüber häufiger mal damit beschäftigt ehm und eben dieses dieses unruhige Schlafen. [...] es war eher so die eh dieses dieses eh Schädel zermartern, hast du alles richtig gemacht. Hättest du es hättest du es verhindern können ehm das war eigentlich so das so das schlechte Einschlafen oder dann wach werden und dann nachts kam wieder dieser Gedanke...“ (Nr. 9)

Bei dieser Polizeibeamtin war in Folge des Übergriffs eine posttraumatische Belastungsstörung diagnostiziert worden.

„...die Schuldgefühle, die blieben [...], auch das Gefühl von der Todesangst, wobei ehm ich das am Anfang erfolgreich verdrängen konnte, aber das der das Schuldgefühl gegenüber dem Kollegen, das konnte ich net ablegen. [...] das ging dann ein Vierteljahr und ich hab gemerkt, das wird immer schlimmer anstatt besser.“ (Nr. 3)

## Unterstützung durch die Kollegen und den Vorgesetzten

Die Rolle des direkten dienstlichen Umfeldes, die Reaktion des unmittelbaren Vorgesetzten und das (auch durch ihn bestimmte) Klima erwiesen sich als relevante Einflussfaktoren auf eine günstige, aber auch auf eine ungünstige Verarbeitung der erlebten Gewalt. Als unterstützend wurde dabei die offizielle Nachbereitung erlebt.

„...was mir halt noch mal geholfen hat, um auch mich selbst noch mal irgendwo zu bestätigen oder bestätigt zu bekommen was ja, denke ich mal, auch recht wichtig ist, ehm war noch mal dieses dieses Gespräch im Zugverband, dass man einfach noch mal alle Fürs und Widers abwägt...“ (Nr. 6)

Ein anderer Teil der Befragten gibt an, es habe keine zufriedenstellende oder überhaupt keine Einsatznachbereitung gegeben, was als negativ empfunden wird.

„...bei uns in der Dienststelle wurde das totgeschwiegen, wurde nicht drüber geredet“ (Nr. 5)

Von fast allen Beamten wird die Unterstützung durch Kollegen nach dem Übergriff thematisiert. Kollegen wird als Experten, aber auch Vertrauten eine wichtige Rolle zugeschrieben

„Ehm bei der Gerichtsverhandlung habe ich zum Glück hier von der Dienststelle Unterstützung erfahren und bin begleitet worden, dass ich nicht alleine hin musste. [...] Vorm Gerichtssaal natürlich auch von Presse erst mal befragt worden, aber ganz gut von den Kollegen abgeschirmt worden und [...] für mich als Person war es eh das Beste, was sie gemacht haben...“ (Nr. 16)

Auch die Unterstützung durch Vorgesetzte nach den Übergriffen wird von fast allen befragten Polizisten thematisiert. Wenn Unterstützung durch Vorgesetzte erfolgte wurde dies stets als hilfreich erlebt.

„...mein Vorgesetzter, der ist da recht vorbildlich gewesen [...] mit meinem Hundertschaftsführer habe ich eigentlich die ganze Zeit in Kontakt gestanden, also der hat mich auch öfter angerufen, [...] der hat sich generell da um mich gekümmert. Ich stehe auch mit dem bis heute in Kontakt...“ (Nr. 7)

Erfolgte keine Unterstützung durch die Vorgesetzten wurde dies als deutlich negativ und als zusätzlich belastend erlebt.

„...was mir dann am meisten zu schaffen gemacht hat war mein Dienstgruppenleiter, nach außen hin sehr beschützend, unterstützend [...] in so Vier-Augen-Gesprächen „na ja, jeder [...] verträgt nen paar Schläge auf die Mappe anders, mir hätte es jetzt nix ausgemacht“, so Sprüche habe ich dann gehört...“ (Nr. 3)

Professionelle Hilfe erhielten einige der Befragten.

„...zwei Damen von der Sozialbetreuung, die waren von zu Hause alarmiert worden [...] und eh standen da also für die Betreuung [...] bereit [...] bin dann anschließend noch eh ne Stunde lang im Gesp ins Gespräch gegangen mit diesen beiden Damen von der Sozialbetreuung und eine von den beiden betreut mich bis heute...“ (Nr. 22)

Andere hatten keine entsprechenden Angebote erhalten hätten sich dies jedoch gewünscht, um die erlebte Belastung zu reduzieren und den Verarbeitungsprozess zu beschleunigen.

### **Coping**

Fast alle befragten Polizisten geben an, das Erlebte mit der Familie oder mit Freunden besprochen zu haben.

„...ich hab mit meiner Lebensgefährtin da wirklich jemanden an der Seite, die wirklich zuhört, auch ehm mal ne andere Seite beleuchtet und das auch schonungslos, also so wie man das eigentlich vorstellt, dass man auch mal [...] gesagt bekommt, ich glaube da das siehst du nicht richtig oder versuch es mal anders zu sehen. Ehm, ja und das ist eigentlich das, wo ich wo ich dann noch mal eh ja nicht abschalten kann, aber die Sachen, die mir auf der Seele liegen, eh noch mal irgendwie anders beleuchten kann oder vielleicht lösen kann für mich.“ (Nr. 6)

Einige berichten davon, den Übergriff unterstützt durch eine Kur oder Therapie verarbeitet zu haben.

„...habe ich dann ne Therapie angefangen [...] irgendwann so während der Therapie habe ich dann halt gemerkt ehm, die Träume verändern sich langsam. Ich hab dann ehm ich kann mich schon mal wieder wehren, also ich bin net jedes Mal zwangsläufig zu Tode gekommen. Ich hab dann irgendwann konnte ich mich wehren, und oder konnte dann aber flüchten und so was, also und mittlerweile ich meine die Bedrohungssträume, die kommen immer mal wieder, aber längst nimmer in so nem beängstigenden Maße, wie es war [...] Ich glaub es war Trauma und aber auch Verhaltenstherapie.“ (Nr. 3)

Die kritische Auseinandersetzung mit dem Geschehen und die Frage nach den Ursachen der Eskalation waren für viele Befragte wichtig. Die eigene Rolle wurde dabei ebenso diskutiert, wie das Verhalten des Angreifers.

„Das ging dem Kollegen genauso, wenn wir gewusst hätten, dass der [Täter] so abdreht, dann hätten wir den [Schlagstock] gleich richtig eingesetzt [...] Ich wollte ihn zwar festnehmen, aber [...] ich will net unbedingt jemand furchtbar weh machen, um den festzunehmen. Wenn es anders geht, mache ich das so. Und das waren die komplett falschen Gedanken in dem Moment. Ich hätte mir so denkt, ja ich hau dir die Rübe ab und dann wäre das gegangen, vielleicht.“ (Nr. 3)

Deutlich wird, dass zu einer erfolgreichen Verarbeitung belastender Erlebnisse neben einer (im weitesten Sinn) psychologischen Nachbereitung auch die Analyse der Einsatztaktik gehört. Durch entsprechende Trainings erfolgt eine Stabilisierung und zum

Schutz vor zukünftigen Belastungen wird Handlungssicherheit (wieder)hergestellt. „Routine durch Polizeitraining und Selbstverteidigung erleichtern die Handhabung schwieriger Situationen.“ (Bundespolizei kompakt, 2011, S. 7).

### **Sonstige Belastungen**

Zum Berufsalltag von Polizistinnen und Polizisten gehört der Umgang mit (weiteren) belastenden Momenten. Über diese Erfahrungen wurde in den Interviews ausführlich berichtet.

„Belastende Erlebnisse viel, viel. Also es ist schon nen Mann in meinen Händen gestorben, da war ich in O in der Rotation, noch in dieser Zeit, wusste man sofort, da ist nichts mehr zu machen. Der ist also am eingeklemmt im Auto, (I: Hmhm) ich hab noch die Hand gehalten und (I: Hmhm) ich fand ganz gut, wie er damit umgegangen ist und wie ich damit umgegangen ist in dem Moment, aber das sind schon so Sachen, das vergisst man auch nicht, (I: Hmhm) ne. Ehm hat auch gesagt „Ja, ich weiß, es ist zu Ende und grüß alle schön von mir“ und (I: Hmhm) der hat auch nicht geweint, gar nicht, nur und auf einmal war war die Hand, die war leblos, die ist dann so (I: Hmhm) runter gefallen. Das war schon das war schon belastend.“ (Nr. 6)

### **Resümee**

In den Interviews zeigt sich, dass Angriffe gegen die eigene Person sehr unterschiedliche Reaktionen hervorrufen. Ebenso wenig, wie jedes Erlebnis als deutlich belastend erlebt wird, wird nicht jede Unterstützung als unbedingt hilfreich erfahren. Interessantes Ergebnis der hier geführten Gespräche ist die Rolle der direkten Vorgesetzten, die durch ihr Handeln maßgeblich zur Bewältigung belastender Erfahrungen, aber auch zur Gestaltung einer unterstützenden Kultur beitragen können.

Aus den Angaben der Befragten wird deutlich, dass die Dauer und Intensität belastender Gefühle individuell unterschiedlich ist und von verschiedenen Faktoren abhängt (Nörenberg et al., 2006). Neben der Schwere des Angriffs sind das Maß der parallel dazu erlebten Belastungen (Klemisch, Kepplinger & Muthny, 2005; Steinbauer, 2001), die eigene Persönlichkeit sowie der Umfang individueller und sozialer Ressourcen zentrale Einflussfaktoren (Schneider & Latscha, 2011). Ferner ergeben sich Einflüsse aus der Effektivität der genutzten Bewältigungsstrategien (Neugebauer & Latscha, 2009; Reiningner & Gorzka, 2011), wobei die Bewertung, ob es sich um einen schweren oder minderschweren Angriff handelt, nicht immer von objektiven Kriterien bestimmt sein muss. Eine Rolle spielt hier die persönliche Grenze jedes Einzelnen und seine individuellen Erfahrungen. Der Umstand, immer wieder geschubst oder beschimpft zu werden, kann sich auf Dauer ähnlich belastend auswirken, wie der Angriff mit einer Waffe. Das Erleben von Gewalt kann zudem Ursache für die Entstehung einer Posttraumatischen Belastungsstörung sein (Maercker, 2009).

Mittel- und langfristig kann das Erleben von Gewalt zudem psychische Folgen wie Burnout, Ermüdung, Motivationsverlust, Rückzug aus der Arbeit und innere Kündigung (vgl. z. B. Bär, Pahlke, Dahm, Weiss & Heuft, 2004), aber auch eine erhöhte Wachsamkeit, eine größere Distanziertheit sowie konsequenteres polizeiliches Handeln bedingen. Gewalterfahrungen verändern das (berufliche) Handeln. Sie werden zum einen als Lernerfahrung – Quelle beruflicher und persönlicher Weiterentwicklung – bewertet, können aber zum anderen auch das berufliche Selbstverständnis so stark verändern, dass daraus weitere negative Erfahrungen resultieren. Hilfreich für einen konstruktiven Umgang mit solchen Erlebnissen kann die polizeiliche Gemeinschaft und die Teilnahme an der Polizeikultur sein (Schneider & Latscha, 2011). Die Vorhersehbarkeit des Ereignisses, die Vorbereitung darauf und die (unmittelbare) kollegiale Unterstützung scheinen hier relevante Faktoren zu sein. Dabei gilt es, den individuellen Bedarf an Unterstützung zu identifizieren.

Unmittelbar nach einem Angriff erfolgt psychosoziale Nachsorge auf unterschiedlichen Ebenen. Zum einen kann vor allem nach „klassischen Extrembelastungen“ (Konfrontation mit Verletzung, Tod, Schusswaffengebrauch) auf Angebote der Notfallversorgung zurückgegriffen werden (z. B. Nörenberg et al., 2006). Hier gibt es ein Netz an Beratungsstellen, Diensten und Seelsorgern. Diese Angebote müssen bekannt und kurzfristig zugänglich sein. Zum anderen wird Vorgesetzten und Kollegen eine wichtige Rolle zugesprochen (Steinbauer, 2001). Positiv bewertet wird es, wenn sie als Ansprechpartner zur Verfügung stehen, aber auch wenn sie in der Lage sind, Anteilnahme zu zeigen und eine schützende Atmosphäre zu schaffen. Weniger klar scheint der Umgang mit Ereignissen zu sein, die nicht als extrem belastend gewertet werden. Wer unter gewalttätigen Angriffen leidet, die allgemein als „part of the job“ (Behr 2006, S. 134) aufgefasst werden, ist auf eine unterstützende Alltagskultur angewiesen. Damit sich Routinen der Kommunikation über schwierige Situationen bilden können, ist die systematische Nachbereitung sinnvoll, wobei dies noch immer nicht die Regel nach Gewaltübergriffen zu sein scheint (Ellrich et al. 2011, S. 98).

Im Kontext alltäglicher Routinen ist auch der Moment der Rückkehr nach Dienstunfähigkeit von Bedeutung. Hier wurden vor allem erlebte Gleichgültigkeit oder ironische Bemerkungen von Vorgesetzten und Kollegen als belastend empfunden. Jene Polizeibeamten, die neben einem stabilen beruflichen und privaten Netzwerk über ein ausgeprägtes Kohärenzgefühl verfügen (die Welt als verstehbar und handhabbar und ihr Tun als sinnhaft erleben), bewerten berufsbedingte Belastungen weniger negativ und bleiben auch nach Extremereignissen eher handlungsfähig und gesund (Fährmann, Remke & Reschke, 2006).

Weiterhin lassen sich durch verschiedene Formen der Prävention die Einflüsse beruflicher Belastungen verringern und die Selbstwirksamkeit bzw. die Handlungssicherheit erhöhen. Primäre Prävention – vor Eintritt eines belastenden Ereignisses – dient in Form von Aus- und Weiterbildung der Erweiterung von Kompetenzen und Ressourcen. Durch eine bessere Vorbereitung auf spezifische Ereignisse und ihre möglichen Folgen soll erreicht werden, dass die Betroffenen ihre Gefühle als normal erleben und sich nicht „hilflos hinter einer harten Fassade verstecken“ (Hallenberger, 2006, S.33; Gercke, 1995; Rommel, 1995). Auch Verhaltenstraining ist Prävention. Durch dieses Training bleibt in Extremsituationen die Handlungsfähigkeit unabhängig von störenden Faktoren (etwa belastenden Kognitionen) erhalten. Dies wird durch hochautomatisierte Abläufe erreicht, die umso intensiver eingeübt werden müssen, je komplexer das geforderte Verhalten ist (Hallenberger, 1995, 2006). Sekundäre Prävention – direkt nach einem belastenden Ereignis – ist in erster Linie definiert durch Krisenintervention. Tertiäre Prävention ist in Form von Psychotherapie oder Supervision langfristig angelegt (Nörenberg et al., 2006).

Insgesamt zeigt sich somit ein differenziertes Bild. Das Erleben von Gewalt gehört zum Polizeialltag. Nicht jeder Übergriff wird dabei als belastend oder traumatisierend erlebt. Die vorhandenen Ressourcen sollten daher weiter gestärkt werden. Sinnvoll erscheint zum einen die Diskussion zu der Frage, wie möglichst professionell mit Aggressivität umzugehen ist und zum anderen darüber, wie sich die Kultur innerhalb der Polizei in positiver Weise so gestalten lässt, dass sie eine unterstützenden Funktion entfalten kann.

## Literatur

- Antonovsky, A. (1987). *Unraveling the mystery of health*. San Francisco: Jossey-Bass.
- Averill, J.R. (1973). Personal control over aversive stimuli and its relationship to stress. *Psychological Bulletin*, 80, S. 286-303.
- Bär, O., Pahlke, C., Dahm, P., Weiss, U. & Heuft, G. (2004). Sekundärprävention bei Traumatisierung im Polizeidienst. *Zeitschrift für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie*, 50, 190-202.
- Behr, R. (2006). *Polizeikultur. Routinen-Rituale-Reflexionen. Bausteine zu einer Theorie der Praxis der Polizei*. Wiesbaden: VS.
- Brönnimann, R. & Ehlert, U. (2011). Traumafolgestörungen bei gefährdeten Berufsgruppen. In Seidler, G.H., Freyberger, H.J. & Maercker, A. (Hrsg.) *Handbuch der Psychotraumatologie*. Stuttgart: Klett Kotta.
- Bundesministerium der Verteidigung (1996). *Im Einsatz. Einsatzbedingter Streß – Der Umgang damit*. Koblenz: Zentrum Innere Führung.
- Bundespolizei kompakt. *Pass auf dich auf! – Gewalt im Polizeialltag*. 3-2011, S. 4-13.
- DSM-IV (1996). *Diagnostisches und Statistisches Manual Psychischer Störungen der American Psychiatric Association*. Göttingen: Hogrefe.
- Eckert, F.J. (1996). Streß und Situationsbewältigung bei extremen Belastungen (I und II). *Polizei heute*, 5, S. 170-180 und 6, S. 224-228.
- Ellrich, K., Baier, D. & Pfeiffer, C. (2011). *Gewalt gegen Polizeibeamte. Befunde zu Einsatzbeamten, Situationsmerkmalen und Folgen von Gewaltübergriffen*. Forschungsbericht Nr. 3. Hannover: KFN.
- Ellrich, K., Baier, D. & Pfeiffer, C. (2012). *Polizeibeamte als Opfer von Gewalt. Ergebnisse einer Befragung von Polizeibeamten in zehn Bundesländern*. Baden-Baden: Nomos.
- Engel, H. (1995). *Psychische Reaktionen und Verarbeitungsmechanismen am Beispiel der Identifizierungskommission des BKA*. In: Buchmann, K.E. & Hermanutz, M. (Hrsg.): *Trauma und Katastrophe*. Villingen-Schwenningen.
- Fährmann, A., Remke, S. & Reschke, K. (2006). *Der Einfluss des Kohärenzgefühls auf das subjektive Erleben berufsbedingter Belastungen bei Polizeibeamten*. In C. Lorei (Hrsg.), *Polizei & Psychologie* (S. 107-124). Frankfurt: Verlag für Polizeiwissenschaft.
- Filipp, S.-H. (1990). *Subjektive Theorien als Forschungsgegenstand*. In R. Schwarzer (Hrsg.), *Gesundheitspsychologie*. S. 247-262. Göttingen: Hogrefe.
- Frankl, V.E. (1996). *Die Sinnfrage in der Psychotherapie*. München: Pieper.
- Frankl, V.E. (1999). *Theorie und Therapie der Neurosen*. München: Reinhardt.
- Gasch, U. (1998). *Polizeidienst und psychische Traumen*. *Kriminalistik*, 12, S. 819-823.

- Gercke, J. (1995). Zur psychischen Belastung von Todesermittlern. *Kriminalistik*, 1/95, S. 29-34.
- Gewerkschaft der Polizei (1988). Fachveranstaltung `88. Dienst für den Bürger rund um die Uhr – Wechselschichtdienst der Polizei. *Polizei*.
- Hallenberger, F. (1995). *Wie automatisiert verlaufen Schreibhandlungen*. Universität Mainz: Dissertation.
- Hallenberger, F. (1998). Polizeiliche Beanspruchung – Ein Plädoyer für polizeiliche Supervision. *Die Polizei*, 150-156.
- Hallenberger, F. & Mueller, S. (2000). Was bedeutet für Polizistinnen und Polizisten Stress? *Polizei & Wissenschaft*, 1, 58-65.
- Hallenberger, F. (2001). Polizeilicher Schusswaffengebrauch: Erleben und Folgen. *Polizei & Wissenschaft*, 1/2001, 3-12.
- Hallenberger, F. (2006). Primäre Prävention für kritische Ereignisse – Vorbereitung auf Hochstress. *Polizei & Wissenschaft*, 2/2006, S. 29-51.
- Hermanutz, M. & Buchmann, K.E. (1994). Körperliche und psychische Belastungsreaktionen bei Einsatzkräften während und nach einer Unfallkatastrophe. *Die Polizei*, 11, S. 294-302.
- Klemisch, D. (2006). *Psychosoziale Belastungen und Belastungsverarbeitung von Polizeibeamten*. Dissertation, Westfälische Wilhelms-Universität Münster.
- Klemisch, D., Kepplinger, J. & Muthny, F. A. (2005). Belastungen, Belastungsstörungen und psychische Störungen von Polizeibeamten. *Polizei & Wissenschaft*, 1, 27-42.
- Krampen, G. (1982). *Differentialpsychologie der Kontrollüberzeugung*. Göttingen: Hogrefe.
- Laux, L. & Weber, H. (1990). Bewältigung von Emotionen. In: Scherer, K.R. (Hrsg.): *Psychologie der Emotion*. Göttingen: Hogrefe.
- Lazarus, R. S. (1966). *Psychological stress and the coping process*. New York: McGraw Hill.
- Lazarus, R. S. & Launier, R. (1981). Stressbezogene Transaktionen zwischen Person und Umwelt. In: J. R. Nitsch (Hrsg.). *Stress. Theorien, Untersuchungen, Maßnahmen*. S. 213-259. Bern: Huber.
- Maercker, A. (2003). Erscheinungsbild, Erklärungsansätze und Therapieforchung. In Maercker, A. (Hrsg.): *Therapie der posttraumatischen Belastungsstörungen*. Berlin: Springer.
- Maercker, A. (2009). Symptomatik, Klassifikation und Epidemiologie. In A. Maercker (Hrsg.), *Posttraumatische Belastungsstörungen* (S. 13-33). Heidelberg: Springer.
- Mayring, P. (2008). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. 10. Auflage, Weinheim und Basel: Beltz.
- Myrtek, M.; Itte, H.; Zimmermann, W. & Brügger, G. (1994). Psychische Bewältigung von Unfällen bei Lokomotivführern: Die Relevanz von Copingfragebogen zu Erfassung von funktionalen und dysfunktionalen Copingprozessen.

- Zeitschrift für Klinische Psychologie, 23(4), S. 293-304.
- Neugebauer, U. & Latscha, K. (2009). Bewältigung belastender Ereignisse bei Polizeibeamten. *Polizei & Wissenschaft*, 3, 55-62.
- Nörenberg, L., Hering, T., Arndt, D. & Beerlage, I. (2006). Belastungen im Polizeiberuf, Belastungsfolgen. *Polizei & Wissenschaft*, 4, 28-42.
- Reinecke, S.; Runde, B.; Bastians, F.; Bär, O.; Weiss, U. & Heuft, G. (2006). Qualität, Intensität und Quantität von psychischen Belastungen innerhalb der Polizeiarbeit. Bericht über ein Forschungsprojekt. *Polizei & Wissenschaft*, 2, S. 4-16.
- Reininger, K. M. & Gorzka, R. (2011). Copingmuster bei Polizistinnen und Polizisten. *Polizei & Wissenschaft*, 1, 48-56.
- Rommel, D. (1995). Harte Männer braucht die Polizei..., *Die Polizei*, 11, S. 331.
- Schmalzl, H.P. (2008). Einsatzkompetenz. Frankfurt/a.M.: Verlag für Polizeiwissenschaft.
- Schneider, D. & Latscha, K. (2010). Polizeikultur als Schutzfaktor bei traumatischen Belastungen. *Polizei & Wissenschaft*, 4/2010, S. 30-43.
- Schneider, D. & Latscha, K. (2011). Geschlechtsdifferenzierte polizeispezifische Schutzfaktoren bei traumatischen Belastungen. *Polizei & Wissenschaft*, 2, 2-14.
- Schütte, N.; Bär, O.; Weiss, U. & Heuft, G. (2009). Copingmechanismen von Polizeibeamten mit psychischen und psychosomatischen Symptomen nach einem potenziell psychotraumatischen Ereignis. *Z Psychosom Med Psychother* 55/2009, S. 70-83.
- Schützwohl, M. & Maercker, A. (1997). Social support and coping as predictors of PTSD thirty years after traumatization. In Maercker, A.; Schützwohl, M. & Solomon, Z. (Hrsg.). *Posttraumatic stress disorder: A lifespan developmental perspective*. Seattle: Hogrefe & Huber.
- Sennekamp, W. & Martin, H. (2003). Psychosozialer Beratungsbedarf von Polizeibeamten bei dienstlichen Belastungssituationen. *Polizei & Wissenschaft*, 1, S. 29-36.
- Solomon, R.M. & Horn, J.M. (1986). Post-Shooting trauma reactions; A pilot study. In: Reese, J.T. & Goldstein, H.A. (Eds.). *Psychological services for law enforcement*. Washington, D.C.: U.S. Government Printing Office.
- Steinbauer, M. (2001). Stress im Polizeiberuf und die Verarbeitung von belastenden Ereignissen im Dienst. *Polizei & Wissenschaft*, 4, S. 46-59.
- Teegen, F. (2003). *Posttraumatische Belastungsstörungen bei gefährdeten Berufsgruppen*. Bern: Huber.
- Ulich, D. (1987). *Krise und Entwicklung. Zur Psychologie der seelischen Gesundheit*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Waddington, P.A.J. (1999). *Policing Citizens*. London Routledge.
- Witichen, H.-U. & Hoyer, J. (2006). *Klinische Psychologie & Psychotherapie*. Springer.

Zieme, C. & Müller-Cyran, A. (2011) „... Der Chef hält mich doch für verrückt!?“  
In C. Lorei (Hrsg.), Polizei & Psychologie 2009 (S. 403-415). Frankfurt:  
Verlag für Polizeiwissenschaft.

## **Inhalt**

Vorwort 1

### **I. Der 18. Deutsche Präventionstag im Überblick**

*Deutscher Präventionstag und Veranstaltungspartner*

Bielefelder Erklärung 5

*Erich Marks / Karla Schmitz*

Zusammenfassende Gesamtdarstellung des 18. Deutschen Präventionstages 11

*Erich Marks*

Der 18. Deutsche Präventionstag in Bielefeld, das gibt's doch gar nicht 35

*Wiebke Steffen*

Gutachten für den 18. Deutschen Präventionstag:  
Mehr Prävention - weniger Opfer 51

*Ralf Jäger*

Kein Opfer einer Straftat darf vergessen werden 123

*Pit Clausen*

Prävention in Bielefeld 127

*Jörg Ziercke*

Zukunft der Opferhilfe 131

*Rainer Strobl / Christoph Schüle / Olaf Lobermeier*

Evaluation des 18. Deutschen Präventionstages 135

### **II. Praxisbeispiele und Forschungsberichte**

*Christian Pfeiffer*

Parallel Justice – warum brauchen wir eine Stärkung des Opfers  
in der Gesellschaft? 179

Die Entführung

Artikel aus dem DPT-Journal anlässlich des 18. Deutschen Präventionstages 207

*Gisela Mayer*

Was brauchen Kinder, damit sie Gewalt nicht brauchen? -  
Zu den Bedingungen der Entstehung von Gewalt 209

<i>Nils Christie</i> Heilung nach den Gräueltaten	229
<i>Bettina Zietlow</i> Gewalt gegen Polizeibeamte – die Bewältigung belastender Erfahrungen	239
<i>Detlef Heyer</i> Schutz älterer Menschen vor betrügerischen Kaffeefahrten	257
<i>Daniel Lederer</i> Opfererfahrungen im fortgeschrittenen Alter	259
<i>Gesa Schirrmacher / Petra Söchting</i> Das Hilfetelefon Gewalt gegen Frauen – Prävention durch niedrigschwellige Beratung	269
<i>Susanne Wegener-Tieben</i> Das Opfertelefon des WEISSEN RING	283
<i>Gabriele Bindel-Kögel / Kari-Maria Karliczek</i> Vom Objekt zum Subjekt – Außergerichtliche Schlichtung als opferstützendes Instrument	291
<i>Jakob Tetens</i> Sekundärpräventives Gruppentraining für jugendliche Mobbingopfer	305
<i>Haci-Halil Uslucan</i> Risiken erkennen – Risiken minimieren – Stärken fördern	311
<i>Hellgard van Hüllen</i> Victim Support Europe – schnelle Hilfe im internationalen Kontext	325
<i>Claudia Gelber / Michael Walter</i> Opferbezogene Vollzugsgestaltung: Theoretische Perspektiven und Wege ihrer praktischen Umsetzung	335
<i>Lutz Klein</i> Mentoring für Straffällige: Auch ein Beitrag zum Opferschutz	349
<i>Andreas Beelmann</i> Zur Konstruktion, Entwicklung und Überprüfung von Interventions- maßnahmen: Ein Modell zur Evidenzbasierung präventiver Handlungsstrategien.	357
<b>III Autoren</b>	367